

Anmerkungen aus der Ferne zu 50 Jahren Bundesrepublik

# Besser wird es nicht

Robert Hetkämper

Unsere Bundesrepublik hatte Geburtstag. Und zur Feier des Tages gab es einen Debattebrei über das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Vergangenheit. Ein älterer Schriftsteller hat ihn angerührt und er macht, absichtsvoll oder auch nicht, die Forderung nach einem Schlusstrich salonfähig. Selbst junge Leute fühlen sich von einer moralischen Verurteilung bedroht, im Ausland als nicht gleichberechtigt anerkannt. Eine neue Politikergeneration erklärt sich für unbefangen gegenüber der Geschichte. Die Vorstellung von einem neuen Selbstbewusstsein, von neuer Normalität macht die Runde und erinnert mich an das geschwätzige Verlangen einst im „Zweiten Reich“ nach einem deutschen Platz an der Sonne – ebenso unnötig wie kontraproduktiv.

Die Nation wird offenbar diesen fatalen Hang nicht los, sich in die Rolle des bedrängten Opfers zu steigern, um dann im Gegenzug richtig aufzutumpfen.

Dabei gilt für das Verhältnis der Welt gegenüber Deutschland heute zweierlei: Es war noch nie so gut. Und: Besser wird es nicht. Den weitaus größten Teil meines Berufslebens habe ich im Ausland verbracht und bereits als Schüler und Student hat eine ausgeprägte Reiselust dafür gesorgt, dass ich mein Land zum einen oft von außen her betrachten konnte und zum anderen auch

immer wieder unmittelbar erfahren musste, was Menschen im Ausland von und über Deutschland dachten. Ich mag es eigentlich nicht für einen Zufall halten, dass es dabei in all den Jahren nur zwei wirklich üble Konfrontationen im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands gab. Die erste ereignete sich in Brüssel, als ich gerade sechzehn Jahre alt geworden war. Einige ältere Männer beschimpften eine Reisegruppe von Schülern aus dem Ruhrgebiet als „deutschen Dreck“, man solle uns „sofort rauswerfen“. Die zweite schlimme Erinnerung habe ich an eine Sushi-Bar in Tokio. Als sich dort gesprächsweise herausstellte, dass ich Deutscher bin, fing die halbe Kundschaft des Restaurants an, „Heil Hitler“ zu gröhlen. Das war als Solidaritäts- und Freundschaftsbeweis gedacht.

Noch ziemlich genau erinnere ich mich, dass die Brüsseler Erfahrung mit den schimpfenden Männern, von denen damals jemand sagte, es seien KZ-Überlebende gewesen, meine Reisegruppe aus rund sechzig Jugendlichen ziemlich aggressiv machte. Wir waren unterwegs nach Frankreich zu einem Ferienaufenthalt. Als später französische Grenzpolizisten darauf bestanden, unsere Pässe genau anzuschauen, reichte das aus, eine regelrechte Gruppenwut anzustacheln. Etwas zu sagen traute sich freilich kei-

ner. Erst nachdem man uns die Weiterfahrt gestattet hatte, erklärte unser schon älterer Fahrer über den Buslautsprecher: „Wenn die sich nicht anständig benehmen lernen, dann marschieren wir hier wieder ein.“ Das fanden wir damals sehr in Ordnung. Dieser Satz steigerte unser angekratzt Selbstbewusstsein ganz ungemein.

---

### Lädiertes Selbstbewusstsein

---

Das Erlebnis machte uns damals allerdings nicht zu glühenden Nationalisten oder gar Neo-Nazis. In all der Widersprüchlichkeit, zu der Pubertierende fähig sind, wurden die meisten von uns in den folgenden Ferienwochen in Frankreich zu Franzosen. Die Zahl der Baskenmützenträger in der Gruppe wuchs verdächtig, der Konsum billigen Rotweins ohnedies, und kaum ein Mundwinkel blieb ohne Gauloise oder Gitanes, *papier mais*. Kurz, wir tauchten ein in eine andere Kultur, oder in das, was wir dafür hielten. Dahinter steckte durchaus der Wunsch nach einer ungebrochenen nationalen Identität, die uns Deutschland nicht bieten konnte.

Ich büxte damals von der Gruppe aus, stromerte in den seinerzeit noch für den Nachtmarkt genutzten Hallen von Paris herum, verdiente mir mit Gemüsepacken ein paar Francs und setzte mich danach allen Ernstes mit einer Flasche Rotwein an das Ufer der Seine, um Franzose zu sein.

Heute ist sowohl die Bundesrepublik als auch meine Generation fünfzig Jahre alt. Da wirken bisweilen zu beobachtende Versuche gesetzter Herrschaften, im toskanischen Ferienhaus zu Südländern zu mutieren, schon eher lächerlich. Mit Fünfzig sollte man damit zu leben gelernt haben, dass Humphrey Bogart in „Casablanca“ eben kein Deutscher ist und „Oberst Stras-

sers“ Sänger in „Rick’s Cafe“ gegen die Mar-seillaise nicht ankommen. Viel mehr erwartet von meiner Generation doch auch niemand.

Die Frage nach der Kompensation für überlebende KZ-Gefangene und Zwangsarbeiter, die vor allem in den USA aufkam, wurde bislang in einer eher erstaunlich unaufgeregten Art und Weise diskutiert. Bisweilen klingt auch in Meinungsäußerungen aus Israel durch, dass man manche Forderung eher für den Versuch übersmarter Rechtsanwälte hält, mit deutscher Vergangenheit Kasse zu machen. In dieser hochsensiblen Debatte hat sich die Welt offenbar mit moralischem Druck eher zurückgehalten. Schlusstrich-Debatten in Deutschland könnten das eher gelassene internationale Meinungsbild über die Kompensationsfrage schnell verändern und eben erst langsam zur Ruhe kommende Abneigungen wieder wecken.

Ich bezweifle, dass die Mehrheit der Deutschen heute ein massives Problem mit ihrer nationalen Identität hat. Und wenn der eine oder andere ein Unbehagen empfindet bei dem Satz „Ich bin Deutscher“, dann liegt das jedenfalls nicht am Druck von Opfern einstiger Aggressivität Deutschlands, sondern eher an einem engstirnigen hausgemachten deutschen Modernismus, dem die ganze deutsche Geschichte nichts anderes ist als ein Vorspiel zum Nazi-Schrecken. Das aber vertritt doch heute kein ernst zu nehmender Historiker mehr.

---

### Stolz, Scham und Furcht

---

Unsere Schulen müssten doch in der Lage sein, das Wissen um die Verbrechen der Vergangenheit zu vermitteln, ohne die gesamte deutsche Tradition damit infrage zu stellen. Der Wunsch, zu einer Nation zu gehören, ist

seit mindestens zweihundert Jahren fester Bestandteil des politischen und gesellschaftlichen Denkens. Das Bedürfnis, auf sein Land stolz sein zu dürfen, ist so legitim wie natürlich. Bei einem Land wie dem unseren, das so spät zu nationaler Einheit fand, und in dem seit tausend Jahren die unterschiedlichen Regionen – früher sagte man „Stämme“ – eine so große Rolle spielen, kann der nationale Tonfall schnell gekünstelte Züge annehmen. Die Notwendigkeit zum Maßhalten stellt sich auch von daher. Wir können nicht die Komplexität der deutschen Geschichte zu einer Art Comic simplifizieren, um dem Bedürfnis nach patriotischen Gefühlen entgegenzukommen. Aber wir können auch patriotischen Stolz auf ein Land entwickeln, das trotz schwieriger Prämissen in den Wissenschaften, in der Kunst, in der weltweiten Ökonomie und auch in der politischen Gestaltung Europas lange eine respektable und respektierte Rolle gespielt hat. Und heute wieder spielt. Woran leiden denn die Martin Walsers und Monika Marons dieser Republik? Wer drängt sie denn zu Scham und Schambekenntnis? Als vor drei Jahren der junge amerikanische Historiker Samuel Goldhagen über Hitlers willige Helfer schrieb, beeilten sich deutsche und ausländische Historiker, seine Argumente anzuzweifeln. Mir persönlich war das eher peinlich. Goldhagen hatte den wichtigen Versuch gemacht, die Debatte über die Nazi-Verbrechen aus hoch abstraktem akademischen Raum, wohin man sie weitgehend abgedrängt hatte, wieder herunterzuholen in die alltägliche und von Menschen belebte Realität jener Zeit. Dafür wurde er von vielen seiner akademischen Kollegen getadelt. Auch in Deutschland. Es gab eine offene Debatte. Eine Offenheit, die eigentlich überraschend war. Ich erinnere mich an keinen ausländischen

Kommentar, der den Deutschen per se das Recht abgesprochen hätte, Goldhagen kritisch anzugehen. Eine differenzierende Diskussion ist längst möglich.

Angst vor der „moralischen Keule“ hatte ich persönlich sehr stark Anfang der achtziger Jahre. Ich hatte aus dem Bürgerkrieg um Beirut zu berichten, als Israel massiv im Libanon einzugreifen begann. Mit meinem israelischen Team filmte ich Israels Luftangriffe auf Beirut für die Tagesschau. Die ganze Welt kritisierte damals diese Militäreinsätze scharf, bei denen auch Zivilisten ums Leben kamen. Nach Massakern an den Palästinensern in Beirut fragte die internationale Öffentlichkeit nach der Verantwortung Israels für die Morde. Das war die Stimmung seinerzeit. Und ich selbst war ebenfalls sehr kritisch gegenüber Israels Libanon-Politik.

Das wusste auch mein Filmteam. Der israelische Dolmetscher im ARD-Fernsehstudio kam aus Deutschland. Er hatte eine Nummer in den Arm tätowiert. Ich erinnere mich an keine Diskussion über das Vorgehen Israels im Libanon-Krieg, in der ein Israeli die deutsche Geschichte gegen mich aufgebracht hätte. Leicht wäre das gewesen. Ich erwartete geradezu, dass man meiner Kritik an Israels kriegerischem Vorgehen den moralischen Boden unter den Füßen wegziehen würde mit dem Hinweis auf die deutsche Vergangenheit. Es geschah nicht ein einziges Mal. Nicht während der langen Autofahrten zwischen meinem Hotel in Tel Aviv und der Kriegszone von Beirut, bei denen stets ein israelischer Presseoffizier neben dem Fahrer saß. Er war eigens dafür abgestellt, ausländischen Korrespondenten einzutrichern, dass ihre Kritik an Israel nicht gerechtfertigt sei. Es wurde mit harten Bandagen gestritten. Aber nicht einmal tat einer dieser Presse-

offiziere das Naheliegende, dem Journalisten aus Deutschland moralisches Recht auf Kritik an Israel abzusprechen. Meine Furcht war unbegründet.

Nach der Rückkehr aus Beirut brauchte man am Abend stets eine gewisse Zeit und auch ein paar Drinks, mit der zurückliegenden Angst des Tages fertig zu werden. Die Kellner und die anderen Gäste in der Hotelbar hatten dafür Verständnis. Aber diskutieren wollten sie schon und dem Journalisten aus Deutschland erklären, warum seine Kritik falsch sei. Es gab damals in Israel noch sehr wenig Gegner der Regierungspolitik.

Das waren oft sehr lange Gespräche bis tief in die Nacht. Ich selbst hatte offenbar die größeren Probleme mit der Vergangenheit. Ich erinnere mich gut, dass ich meinerseits auf den Holocaust zusprechen kam und auf die Skrupel, die ich auf Grund der historischen Verantwortung Deutschlands hatte, mit Juden aggressiv zu diskutieren.

---

### Prägende Erfahrung in Israel

---

Die Zeit in Israel hat wahrscheinlich meine Haltung gegenüber dieser Frage entscheidend geprägt. Gerade weil meine Gesprächspartner dort es mir erleichterten, kann ich heute besser damit umgehen. Niemand machte mich damals persönlich verantwortlich für etwas, das Jahre vor meiner Geburt passiert war. Aber mir kam es auch nicht in den Sinn, die dauerhafte Verantwortung meines Landes für die letztlich nicht vorstellbaren Verbrechen eines industriell betriebenen Völkermordes zu leugnen und den Schrecken, den meine Nation über die Welt gebracht hat, als vergessbar und abgetan zu erklären. Im Namen Deutschlands und von Deutschen sind sechs Millionen Menschen wegen ihrer Rasse ermordet

worden. Gerade unter der Voraussetzung, dass der Begriff der Nation noch einen Sinn macht, gibt es eine deutsche Verantwortung. In keinem Fall dürfen die Deutschen als Nation die Geschichte für verjährt erklären. Das können allenfalls die Opfer. Das war die Lehre meiner Zeit in Israel für mich: Ich wurde eben nicht mit einer moralischen Verurteilung an Kritik gegenüber dem Libanon-Krieg gehindert, vielleicht sogar weil ich gar nicht auf den Gedanken gekommen war, die Vergangenheit für irrelevant zu erklären.

---

### Hitler-Bild in Asien

---

„Hitler war doch ein großer Mann. Mit ihm hat Deutschland die halbe Welt erobert.“ Diese Einschätzung habe ich in den letzten fünfzehn Jahren häufig gehört seit ich regelmäßig durch Asien reise. Zuletzt kurz vor der Übernahme Hongkongs durch China von einer jungen Kollegin dort, eine westlich erzogene Frau aus hongkongchinesischer Mittelstandsfamilie, Gesellschaftsreporterin für ein chinesischsprachiges Magazin. Dies ist kein Einzelfall. Eine positive Einschätzung Hitlers und des deutschen Machtstrebens im Zweiten Weltkrieg ist in Asien nicht selten zu hören, wohl weil im traditionellen politischen Denken hier Macht vor Recht rangiert und weil Stärke an sich Respekt generiert. Das alles gilt nicht absolut, aber in der Tendenz. Und dann wird die Besetzung fast ganz Europas im Zweiten Weltkrieg eben als militärisch-politische Leistung angesehen und in eine Reihe etwa mit den Eroberungen Alexander des Großen gestellt.

In seinem *Irishen Tagebuch* hat Heinrich Böll in den fünfziger Jahren ähnliche Gespräche mit Hitler-Bewunderern in Irland beschrieben und geschildert, wie schwie-

rig es war, den Leuten diesen Zahn zu ziehen. Bei meiner chinesischen Kollegin kam der Zahn auch erst heraus, als ich meinerseits machtpolitisch argumentierte: Worin besteht die Hitlersche Leistung, gemessen am Resultat seiner Machtdemonstration? Nach seinen formidablen Eroberungen blieb nichts als totale Niederlage. Deutschland war lange geteilt, auch nach der Wiedervereinigung bleiben große einst deutsche Gebiete für immer für die Nation verloren. Und, so mein Argument, wenn ich heute mit der Stellung meines Landes in der Welt ganz zufrieden sein und ohne Unbehagen sagen kann, dass ich Deutscher bin, dann gerade weil mein Land sich nicht der Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg und für die Rassenmorde entzieht. Das wiederum wird in Asien ganz schnell als Kontrast zur Unfähigkeit Japans verstanden, seine kriegerische Vergangenheit und seine Aggression gegenüber seinen Nachbarn einzugestehen. Auch das hört man in Asien häufig: Ihr Deutschen habt eure Schuld eingestanden, habt Kompensation geleistet. Ihr habt heute ein entspanntes Verhältnis zu euren Nachbarn in Europa. Dies fehlt Japan.

---

### Japanisch-deutsche Parallelen

---

Es gehört zu den unangenehmsten Japan-Erfahrungen, von bierseligen Männern mittleren, also eigenen Alters zum Absingen deutschen Liedgutes genötigt und dabei augenzwinkernd als alter Verbündeter vereinnahmt zu werden. Heil Hitler in der Sushi-Bar. Ich hoffe, dass es kein Zufall ist, dass derartige Peinlichkeiten vor zehn Jahren, als ich zum ersten Mal nach Japan kam, häufiger waren als heute.

Die Vorstellung von Nippon und Deutschland als Waffenbrüder des Zweiten Welt-

krieges geistert bisweilen noch durch den ein oder anderen berauschten Kopf in Japan. Aber eine reale Grundlage hatte die Idee nicht einmal in der Zeit, in der der deutsche und der japanische Militarismus noch Eroberungserfolge zeitigten. Man träumte allenfalls davon, die Welt eines Tages zwischen sich aufzuteilen. Die Grenze sollte durch Indien verlaufen. Es blieb bei solch infantilen Hirngespinnsten. Eine militärische Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Japan hat es praktisch nicht gegeben. Es gibt eine ganze Reihe von Parallelen zwischen der japanischen und der deutschen Geschichte. Beide sind als moderne Staaten ausgesprochene „Spätkommer“ gewesen. Deutschland wurde 1871 zum neuzeitlichen Nationalstaat, Japan mit der so genannten Meiji-Reform drei Jahre zuvor. Beide stiegen schnell auf zu imperialen Mächten. Aber eben ein bisschen spät. Die anderen Imperien, Britannien voran, hatten sich schon vor Zeiten als Mächte etabliert, hatten ihre Kolonien zum größten Teil längst in Besitz genommen.

Auch wenn Japan und Deutschland sich um die Jahrhundertwende wohl kaum schlimmer aufführten als andere imperiale Staaten, so waren sie doch als Spätankömmlinge unbeliebt. Und was man anderen Ländern fünfzig Jahre zuvor oder noch früher nachgesehen hatte, war nun nicht mehr zeitgemäß, so etwa die Tatsache, dass sich Japan noch um die Jahrhundertwende zur Kolonialmacht über Korea aufschwang. Beide Staaten neigten zur Überkompensation eines nationalen Minderwertigkeitskomplexes.

In den dreißiger Jahren begann ein militaristisches Japan China mit Krieg zu überziehen. Das führte zur Konfrontation mit den USA und zum pazifischen Krieg. Die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki

brachten Japan 1945 zur Kapitulation. Bis heute tut sich das Land schwer, seine Aggressionen gegenüber Asien einzugestehen. Japan hat seine militaristische Vergangenheit und seine Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg bislang nicht mit gründlicher Offenheit reflektiert.

Diese Unfähigkeit, Schuld einzugestehen, verhindert eine wirkliche Annäherung Japans an die anderen Staaten Asiens. Japan wäre in der Region wegen seiner auch in einer Rezession wie der am Ende der neunziger Jahre noch gewaltigen Wirtschaftskraft ein natürliches politisches Führungszentrum Asiens. Aber Asien hat bis heute, fünfzig Jahre nach dem Ende des Krieges, kein Vertrauen zu einem Japan, das für seine Vergangenheit nicht einstehen will.

Das hat ganz greifbare Konsequenzen etwa für die Verständigungsmöglichkeiten junger Japaner mit Gleichaltrigen in Korea, China oder Malaysia. Wirkliche Nähe stellt sich kaum ein. Touristen aus Japan werden wegen ihrer immensen Kaufkraft natürlich hofiert. Aber hinter ihrem Rücken, so spürt man im Gespräch mit Chinesen oder Menschen in Südostasien, hegt man ein Stück Verachtung, auch Häme über die Unfähigkeit der Söhne und Töchter Nippons, über ihre Vergangenheit Rechenschaft zu geben.

---

### **Bewusstsein historischer Schuld**

---

Bei allen Parallelen muss man natürlich einen Unterschied sehen: Das militaristische Japan hat mit menschenverachtender, auch rassistisch motivierter Brutalität in China, in Korea und in Südostasien Krieg geführt und koloniale Herrschaft ausgeübt.

Bei Giftgaseinsätzen in China sind vielleicht ebenso viele Menschen umgekomen

wie beim Atombombenabwurf auf Hiroshima. Nippons Armee verging sich mit einem wochenlangen Massaker an Chinas damaliger Hauptstadt Nanking. Aber Japan hat sich nicht die Schuld aufgeladen, die Vernichtung einer Menschenrasse mit industriellen Mitteln geplant, organisiert und begonnen zu haben. Darauf hat Deutschland ein schauriges Monopol, das unterscheidet die deutschen Verbrechen von den zweifellos zahlreichen anderen Brutalitäten der Menschheitsgeschichte. Auch darum gibt es keinen Grund, sich als eine Art Weltmeister der Vergangenheitsbewältigung über Japan aufzuschwingen. Ich habe nur in den letzten zehn Jahren es stets als sinnvolle historische Leistung meines eigenen Landes empfunden, dass Deutschland sich ernsthaft seiner historischen Schuld bewusst geworden ist. Dass sich das für uns auszahlt, in Vertrauen und eventuell sogar Freundschaft, zumindest jedenfalls in der Akzeptanz, die uns die Welt heute entgegenbringt, sollte dabei nicht das Motiv sein. Aber es ist eine positive Nebenwirkung.

Die Debatten um den fünfzigsten Geburtstag der Republik drohen zu übersehen, dass der Respekt, mit dem uns die Welt heute begegnet, so groß ist wie seit hundert Jahren nicht mehr.

Als vor zehn Jahren die Firma Daimler-Benz versuchte, eine Kooperation mit Japans Mitsubishi-Konzern auf die Beine zu stellen, gab es hässliche und ziemlich böartige Stimmen in – vornehmlich britischen – Zeitungen über eine angebliche Wiederbelebung der „Achse“ Berlin–Tokio. Die alten Kriegskonzerne der Zero-Fighter und der Messerschmitt-Jäger, so hieß es, erhöben wieder ihr militaristisches Haupt. Heute, zehn Jahre später, kann sich der Daimler-Benz-Konzern eines der bedeutendsten amerikanischen

Industrie-Ikonen kaufen, ohne dass dies zu Verwerfungen in den USA führt.

Der integrierte Daimler-Chrysler-Riese präsentierte sich ausgerechnet in Tokio. Im Hintergrund standen die Überlegungen, die japanische Autofirma Nissan zu akquirieren. Dabei sitzt Benz-Chef Jürgen Schrempp ganz selbstverständlich in der Mitte des Redepodiums. Sein amerikanischer Partner Robert Eaton darf flankieren, wenn Schrempp in grammatisch lupenreinem Englisch die Konzernziele vorzeichnet. Schrempps durch und durch knirschend deutscher Akzent hätte bis vor kurzem noch Anlass für lästernd-karikierende Kommentare gegeben. Heute nicht mehr. Wohl nicht, weil man die teutonische Supermacht fürchtet, sondern weil der Daimler-Chef Schrempp auf seinem Feld genau das tut, was auch dem politischen Deutschland gut ansteht: selbstbewusst aufzutreten, aber Rücksicht auf die Gefühle Betroffener zu nehmen, in diesem Falle auf die Befindlichkeit der Chrysler-Leute. Und je weniger das aus zynisch-taktischem Antrieb heraus geschieht als aus genuiner Einsicht in die Verletzbarkeit von Partnern, politischen, wirtschaftlichen oder privaten, desto besser.

---

### Gratulation zum Mauerfall

---

Als im Herbst 1989 die Mauer fiel, war ich mit meinem Kamerateam auf den Philippinen unterwegs. Wir waren ein paar Tage auf Reisen in der Provinz, dort kaum versorgt mit Nachrichten aus Deutschland. Über die unmittelbare Vorgeschichte des Mauerfalls, wie die Demonstrationen in der DDR oder die Entwicklung um die Botschaftsflüchtlinge, wussten wir so gut wie nichts. Nach der Rückkehr ins Hotel in Manila erfuhren wir dann per Telefon, dass in Berlin die Mauer geöffnet worden sei und sahen die

Bilder aus Deutschland im philippinischen Fernsehen. In den folgenden Tagen wurde uns ständig gratuliert. Von philippinischen Freunden, von Interviewpartnern, von Taxifahrern. Später im ARD-Studio in Tokio kamen Nachbarn eigens mit einem Blumenstrauß vorbei, um uns zur Wiedervereinigung unseres Landes zu gratulieren.

Ein paar Wochen später war ich von der südkoreanischen Regierung eingeladen, mit dem Kamerateam die Grenze zu Nordkorea zu besuchen. Das hatte ich schon ein paar mal gemacht und war nicht sonderlich interessiert. Wir akzeptierten die Einladung eher, um das Gesicht unserer koreanischen Mitarbeiter in Seoul zu wahren. Das Informationsministerium dort hatte darauf gedrungen, den für Ostasien zuständigen ARD-Korrespondenten zu einem Besuch zu bewegen.

Also saßen der Kameramann, der Toningenieur und ich eines Morgens gegen fünf Uhr im Bus des Informationsministeriums. Die Reise von Seoul zu den interessanten Orten an der Grenze dauerte damals noch ein paar Stunden. Der Wagen war besetzt mit koreanischen Pressekollegen, Fotografen und Kamerateams. Außer uns war nur noch ein einziger westlich aussehender Passagier an Bord. Ich kannte ihn nicht. Weil es so früh war, hatten wir uns nur knapp von fern begrüßt, auf Englisch. Erst als der Bus zu einer Kaffeepause einen Zwischenstopp machte, stellte sich heraus, dass dieser andere Mann aus dem Westen aus dem Osten kam: Als wir beide hintereinander aus dem Auto stiegen, ging ein Blitzlichtgewitter los, die Kameras der koreanischen Kollegen rollten und man rief uns zu, wir sollten uns doch die Hände schütteln. Es stellte sich heraus, dass die ganze Journalistenreise im Wesentlichen uns beiden galt. Der andere Mann war der Ostasien-Korrespondent der

DDR-Nachrichtenagentur ADN. An der Grenze stellte man uns wieder gemeinsam vor die Kameras und wir sollten erzählen, wie sich denn Kollegen eines wiedervereinigten Landes so fühlten und vor allem welche Ratschläge wir denn für Koreas eventuelle Wiedervereinigung hätten. Der ADN-Kollege Rainer Köhler und ich waren nicht so sicher, ob wir uns über das ganze Theater amüsieren oder uns ärgern sollten, dass das Informationsministerium mit uns ein Spiel gespielt hatte. Wir beschlossen dann, gute Miene zu machen. Ich selbst machte mir einen Spaß daraus, den koreanischen Kollegen eine recht unverblümete Kritik an ihrer Regierung in die Kameras zu sagen. Die Demokratisierung Südkoreas hatte damals eben erst begonnen, deutliche Attacken waren noch ungewohnt, und man empfand es als starken Tobak, dass ich empfahl, den scharfen Antikommunismus Südkoreas mit seinen massiven Sicherheitsgesetzen zu überprüfen. Weil es besser ins Feindbild passte, hatte man meine Anmerkungen dem DDR-Journalisten in den Mund gelegt. Rainer Köhler arbeitet heute weiter in Asien. Als Korrespondent für deutsche Wirtschaftsmedien.

---

### Unbefangene Freude

---

Von diesem in der Rückschau vor allem komischen Erlebnis abgesehen, waren alle Gespräche und Diskussionen über die neue deutsche Einheit, die ich in Asien und den USA geführt habe, eindeutig positiv. Man freute sich mit uns viel unbefangener über die Wiedervereinigung unserer Nation als wir es uns selbst zutrauen mochten. Aber das waren Reaktionen in Ländern weit entfernt von Europa. Dort waren bekanntlich vor allem Briten und Franzosen gar nicht so angetan, dass mit der Wiedervereinigung

plötzlich erneut ein deutscher Machtblock in der Mitte Europas entstand.

Das hat neben den Hitlerschen Angriffskriegen mit dem viel älteren Misstrauen der europäischen Staaten gegenüber einem vereinten und starken Deutschland zu tun. Ein solches Gebilde zu verhindern war für viele eines der wichtigsten Ziele des Dreißigjährigen Krieges. Schon im Mittelalter fragte man angesichts des imperialen Auftretens der Kaiser im Heiligen Römischen Reich, wie diese Deutschen eigentlich auf die Idee gekommen seien, die Herren der damals bekannten Welt zu sein.

Das kollektive Gedächtnis von Staaten ist sehr lang. Und bestimmte Konstellationen erweisen sich als zählebig, manche gar als unabänderlich, so etwa die, dass Deutschland nun einmal in der Mitte Europas platziert ist und mehr Nachbarn hat als andere Staaten. Durch die gesamte Geschichte der Deutschen zieht sich die Frage des Umgangs mit der Empfindlichkeit seiner Nachbarn. Deren Misstrauen hat sich weiß Gott nicht immer als unbegründet erwiesen. Wer in Deutschland Politik macht, muss um diese Empfindlichkeit wissen. Ein Auftreten, das als Auftrumpfen interpretiert werden kann, wird schnell zu einem Aufleben von Emotionen führen, von denen wir derzeit nur noch einen Hauch zu ertragen haben.

Man muss nicht politisch und historisch beschlagen sein, um zu wissen, dass Reichtum den Neid der Nachbarn provoziert. Was schon bei der Größe von Vorgärten oder Motor-Hubräumen gilt, wirkt auch beim Vergleich nationaler Volkswirtschaften. Die deutsche Wirtschaft ist die weitaus stärkste in Europa. Wir dürfen uns Industrienation Nummer drei nach den USA und Japan nennen. Deutschland ist fünfzig Jahre nach der Gründung der Bundesrepublik wieder ein gewaltiger Machtblock in der Mitte des Kon-

tinents. Darauf darf man stolz sein. Aber es gibt auch zu vorsichtiger Zurückhaltung Anlass. Es ist nämlich eher erstaunlich, mit welcher Gelassenheit die Welt, einschließlich unserer unmittelbaren Nachbarn, diesem deutschen Kraftblock begegnet.

### Verständliches Misstrauen

Aus der Ferne, von der man sagt, sie könne auch den Überblick erleichtern, ist zu raten, dass sich die nun in reifen Jahren angekommene Republik der historischen Bedingungen ihrer Gründung bewusst bleibt, ebenso wie der historischen Bedingungen der gesamten deutschen Geschichte in Europa. Per saldo hat dieses Land keinen Nachholbedarf an kraftmeierischem Auftreten. Die gerade angetretene neue Politiker-Generation sollte wissen, dass das bloße Unbeteiligt-Sein an den Verbrechen des Zweiten Weltkriegs noch keinen Freifahrt-Schein ausstellt, mit dem man über die eben verarbeiteten Wunden und Empfindlichkeiten unserer Nachbarn hinweggehen darf. Ein Deutschland, das dem Rest Europas seinen

Willen aufnötigt, und sei es in noch so löblichem Bemühen, um Umweltschutz zum Beispiel, ein solches Deutschland wird schnell das historische Misstrauen spüren – ein Misstrauen, das eben viel älter ist als dieses Jahrhundert.

Im fünfzigsten Lebensjahr sollte man eigentlich damit fertig sein, über sein eigenes Selbstbewusstsein ständig reden zu müssen. Man sollte es einfach haben. Das gilt wohl auch für Republiken.

Eine Normalität, die es nötig hat, eigens verkündet zu werden, ist keine Normalität. Es gibt heute keinen politischen, wirtschaftlichen oder auch moralischen Anlass, mehr Normalität für das Verhältnis der Welt zu den Deutschen einzufordern. Denn dabei läuft man Gefahr, entgegen seiner Absicht zu dem zurückzukehren, was für den größeren Teil der Geschichte unseres Landes als normal zu gelten hatte. Fünfzig Jahre nach ihrer Gründung ist unsere Republik ganz unnormal normal. Es ist ja nicht unbedingt resignativ zu verstehen, sondern auch als Ausdruck von Stolz auf das Erreichte, wenn ein Fünfzigjähriger sagt: Besser wird es nicht.

### Selbsterhaltung

*„Es ist einfach in der Welt so eingerichtet, dass die grundsätzliche Achtung der letzten Gesetze und Rechte des Lebens zugleich der Selbsterhaltung am dienlichsten ist und dass diese Gesetze sich nur eine ganz kurze, einmalige, im Einzelfall notwendige Überschreitung gefallen lassen, während sie den, der aus der Not ein Prinzip macht und also neben ihnen ein eigenes Gesetz aufrichtet, früher oder später – aber mit unwiderstehlicher Gewalt – erschlagen. Die immanente Gerechtigkeit der Geschichte lohnt und straft nur die Tat, die ewige Gerechtigkeit Gottes prüft und richtet die Herzen.“*

Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Erhebung, Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft